

Echo vom Berg

## Der Oberwalliser Notfalldienst ist wegen zu geschlossen

Neben Wolf, Wetter und Weinbau auch ein ärgerlicher Dauerbrenner: der ärztliche Notfalldienst, der viele verzweifeln und Gemeindepolitiker den Kopf verlieren lässt.

Damit wir uns richtig verstehen: Ich meine nicht das medizinische Personal, sondern die desolate Notfall-Organisation, die der Staatsrat und seine Spital-Verwaltungsräte zu verantworten haben. Jedenfalls vergeht keine Woche, in der mir nicht eine mal abstruse, mal bedenkliche Geschichte aus der Welt des Oberwalliser Notfallwesens zugetragen wird. Prädikat: katastrophal.

Vielleicht bin ich persönlich etwas voreingenommen. Denn zum einen konnte ich zwei Mal direkt und indirekt in äusserst akuter Lage hautnah vom Segen eines funktionsierenden Notfalls profitieren. Einmal wars in Bern, einmal in Sitten. Und dann bin ich als medizinischer Total-Laie wohl auch geblendet von TV-Spital-Soap-Operas wie «Grey's Anatomy», «Chicago Med», «In aller Freundschaft» oder «Der Bergdoktor».

Jedenfalls beginnt dort alles in der Regel so, dass ein Notfallpatient auf der Bahre durch den Eingang reingefahren wird, sich in wenigen Sekunden Arzt und Pflegefachleute um den Patienten scharen und spätesten in einer halben Minute wie am Schnürchen alles angeordnet ist: ein grosses Blutbild, ein CT, ein EG, ein EKG, eine Operation oder was sich gerade anbietet.

Das Oberwalliser Notfallwesen ist leider keine vertrauenserweckende Soap Opera mit garantierter Happy End. Ganz im Gegenteil. Vor allem, wenn man so unklug war, seinen Notfall beispielsweise in die entmedizinalisierte Zeitzone im täglichen Übergang zwischen dem Spitalnotfall und dem gleichenorts eingemieteten hausärztlichen

Notfall HANOW zu platzieren. Wer nicht gerade mit dem Kopf unter dem Arm in den Notfall spaziert, riskiert mitunter, eine Stunde oder zwei zu warten, weil der erste Dienst zum Beispiel schon um halb fünf den Laden runterlässt, der zweite aber erst um halb sechs öffnet und seine zehn Minuten bis zur Betriebsbereitschaft braucht. So kommt es, dass etwa Stunden verstreichen, bis man schlüssig wird, dass abgeschnittene Finger besser im Berner Inselspital aufgehoben wären.

Kläglich ist das Ganze umso mehr, weil eigentlich klar ist, was Sache wäre: Die Notfallversorgung ist ein zentraler Teil der medizinischen Grundversorgung. Dafür zuständig sind die Kantone, organisatorisch und finanziell. Die Spitäler müssten demnach einen leistungsbereiten Notfalldienst rund um die Uhr gewährleisten. Die Hausärzte wiederum stellen mit entsprechender Entschädigung, Ausrüstung und Weiterbildung des Kantons die Notfallversorgung in ihren Regionen sicher. So macht der vergleichbare Kanton Graubünden seit Jahren – ohne erbärmliches Gezerre um den Notfalldienst. Den flächendeckenden dienstärztlichen Notfalldienst mit 100 Hausärzten lassen sich die Bündner jährlich rund 650 000 Franken kosten.

Anders im Wallis, wo der grosse Rat erst vor Jahresfrist im revidierten Gesundheitsgesetz die politisch strafliche Dummheit beginnt, dass die Gemeinden – Zitat – «für eine angemessene Deckung des ambulanten Grundversorgungsbedarfs ihrer Bevölkerung» zu sorgen und wenn nötig mit dem Kanton und anderen Gemeinden in der Region

«Anreizmassnahmen zum Ausbau des Angebots» zu ergreifen haben.

Dass im oberen Goms, in Stalden oder in Leukerbad angesichts des Hausärztemangels Lösungen im Rahmen von Gesundheitszentren gesucht werden, ist durchaus verständlich und auch unterstützenswert. Allerdings wäre es mit Blick auf die künftigen Betriebsdefizite ziemlich fatal, wenn die Gemeinden regional medizinische Grundversorgung finanzieren müssten und sich der Kanton aus seiner Verantwortung stehlen könnte.

Doch genau darauf läuft hinaus. Hinter den Kulissen suchen Regierungsstatthalter und RWO – beide quasi im Staatsratsdienst – in einer Taskforce Hausärztemangel unter anderem mit Gemeindevertretern subventionsheischend nach Geldquellen. Notabene für eine Aufgabe, die man sich fahrlässig unterjubeln liess. So geht es uns wie den «Häärpfäli»: Auch denen gehen erst die Augen auf, wenn sie im Dreck sind.



**Beat Jost**, 1954, ist Gemeindepräsident in Albinen und war Journalist, Gewerkschafter und Grossrat. [beat.jost@albinen.ch](mailto:beat.jost@albinen.ch)

Kolumne

## Ein Kränzchen für den Schwarm

Vom Geben und Nehmen und dem Verständnis von Kreisläufen. Ein winziges Beispiel.

Was zum Kuckuck ist das für ein Hobby?! Das hab ich mich zu Beginn meiner Freundschaft gefragt. Erfahrungen aus der Vergangenheit liessen einen beängstigenden Verdacht wachsen. Er vertickt was Illegales! So sah es zumindest eine Zeit lang aus. Ständig rief jemand meinen Schatz an und fragte: «Hesch eppis? Wiä vill chasch gä?» Seine Antwort lautete meist: «Müäss lüägū.» Dabei machte er Notizen in ein altes, schwarzes Wachstuchteff. Er schrieb einen Namen und eine Mengenangabe auf. Zum Beispiel: «Rüedi 10 kg» Zehn Kilo wovon?! In meiner blühenden Fantasie sah ich Berge von Gras, Schnee und Zauberpilzen, die jedoch sofort in sich zusammenfielen, als ich erfuhr, was er wirklich verkauft. Flüssiges Gold.

Halleluja! «Är het Biijini.» Ein sinnvolles Hobby. Zumindest nicht nur eigennützig. Immerhin hegt man als Bienenhüter ein wertvolles Tierchen. Bienen sollen etwa 800 unserer heimischen Pflanzenarten bestäuben, davon gehört (je nach Quelle) etwa ein Drittel zur Nahrung des Menschen. Damit haben Bienen, wie Sie wissen, eine zentrale Bedeutung für die Biodiversität. Am Imkern kann also nichts Schlechtes sein. Könnte man meinen.

Doch leider ist Imkern nicht gleich Imkern, wie man allerspätestens seit «More than Honey» weiss. Der Schweizer Dokumentarfilm zeigte die grausigen Zustände bei der industriellen Imkerei. Dort werden unzählige Honigbienen gequält und getötet, zur Gewinnung des in Massen produzierten Billighonigs, den der aufs Geld anstatt auf Ethik Gewicht legende Konsument ohne nachzudenken aufs Brot streicht. Weswegen unter anderen Veganer die Imkerei und das Essen von Honig missbilligen.

Aber es geht auch anders. Mein «Honey» ist ein Hobby-Imker. Keine Massenhaltung. Hier werden Königinnen nicht die

Flügel gestutzt. Sie sollen frei sein, um zu schwärmen oder für ihren Hochzeitsflug. Beides Teil der natürlichen Vermehrung, denn hier gibt es auch keine künstliche Befruchtung. Und es wird keine Chemie eingesetzt.

Aber auch die Wildbienen werden vom Gleichgewicht anstrebenden Imker nicht vernachlässigt. Auch für sie pflanzt und hegt er Blumen, Kräuter, Sträucher, bietet Nistplätze. Er kümmert sich, obwohl ihm die pelzigen Summer kein flüssiges Gold liefern wie seine fleissigen Arbeiterinnen, deren Honigvorrat er nicht ratzeputzt plündert, um zu verkaufen, verkaufen, verkaufen.

Schliesslich hat mein lieber Schwarm Kunden, die bewusst den «Hunig» aus dem Dorf, beim Imker ihres Vertrauens kaufen und nicht den billigen, unter grausamen Umständen produzierten Honig im Detailhandel. Sie haben Kenntnis über den Kreislauf des Honigs und somit Verständnis für magere Honigernnen, die uns dieses nasse Jahr bescheren wird. Sie wissen, «ääs het so vill, wiäss het» und verlangen nicht nach mehr. Deswegen klingelt das Handy heuer weniger oft.



**Luciana Brusa**, 1979, lebt in Visp. Sie ist Erzählerin. [info@lucianabrusa.ch](mailto:info@lucianabrusa.ch)

## Sperrgut in schwarzen Abfallsäcken bleibt trotz Marke stehen

In Turtmann herrschte unlängst Verwirrung rund um die Abfallentsorgung. Auch für loses Material gibt es eine besondere Regelung.

Nicht selten werden schwarze Abfallsäcke mit Sperrgutmarken beklebt und für die Kehrichtabfuhr an die Strasse gestellt. Wenn die Abfallsäcke von der Müllabfuhr dann nicht mitgenommen werden, gibt es Reklamationen. So geschah es jüngst in Turtmann. Dort erhielt die Gemeinde nach der regulären Kehrichtabfuhr Rückmeldungen, wonach die mit Sperrgutmaterial gefüllten Abfallsäcke an der Strasse stehen gelassen wurden. Trotz Sperrgutmarke.

Gemeindepräsident Marcel Zenhäusern sagt, dass schwarze Säcke, an denen eine Gebührenmarke klebte, bis anhin von der Kehrichtabfuhr mitgenommen wurden. «Ich verstehe nicht, warum diese nun nicht mehr entsorgt werden.» Hat es in Oberwallis neue Regelungen

bei der Abfallentsorgung gegeben? Sind schwarze Abfallsäcke zur Entsorgung von Sperrgut nicht mehr zulässig? Kurt Ruppen, Betriebsleiter der Kehrichtverbrennungsanlage KVA, sagt auf Anfrage: «Es wurden keine Änderungen bei der Abfallentsorgung vorgenommen.» Für die hiesige Abfallbewirtschaftung sind der Gemeindeverband Oberwallis sowie der Gebührenverbund Oberwallis zuständig.

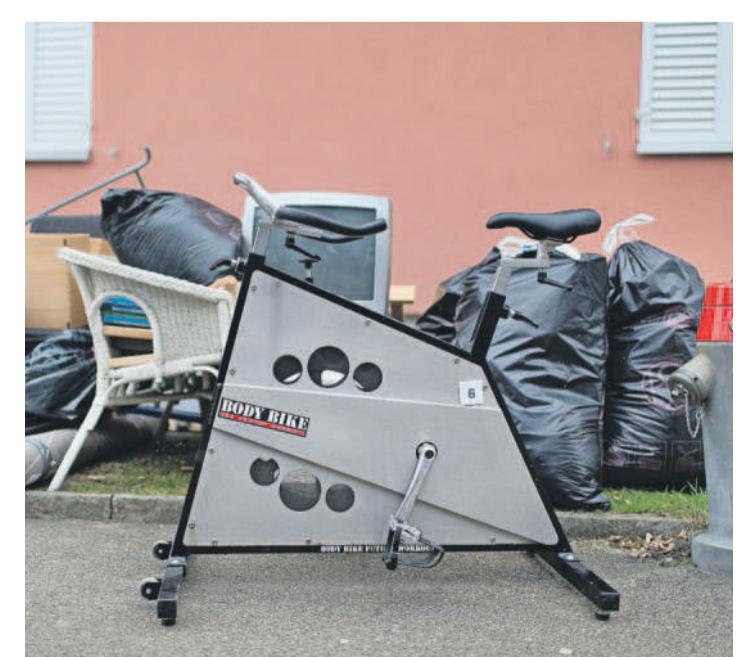
### Loses Sperrgut nur in Ausnahmefällen

Grundsätzlich transportiert die Kehrichtabfuhr nur Gebührensäcke und Sperrgut mit Sperrgutmarke ab, so Kurt Ruppen weiter. «Gleichzeitig werden Container, die mit einer Plombe versehen sind, entleert.» Noch konkreter sind die

Beschlüsse zu Hausekehricht und Sperrgut vom Gebührenverbund Oberwallis, dessen Mitgliedsgemeinden bereits 2006 informiert wurden. Das Schreiben hält klar fest: «Hausekehricht wird nur in Gebührensäcken mitgenommen.»

Sperrgut sei offen oder als Bündel für die Kehrichtabfuhr an der Strasse zu deponieren. Je nach Grösse des brennbaren Materials sind zwei unterschiedliche Gebührenmarken im Handel erhältlich.

Das Bereitstellen losen Sperrguts wie Styropor oder Isolationsmaterial ist gemäss Informationsschreiben an die Gemeinden nur in Ausnahmefällen zulässig. Und dann nicht in schwarzen, sondern in durchsichtigen Plastiksäcken. Auch diese müssen wiederum mit einer Gebührenmarke beklebt



Sperriges Material muss im Oberwallis lose und mit Gebührenmarke entsorgt werden. Schwarze Kehrichtsäcke sind unzulässig.

Bild: Keystone

Perrine Anderegg